Preis 10 ₰

Hamburger Echo

Hamburg-Altonaer Volksblatt

Gegründet 1875

Das Hamburger Echo erscheint täglich einmal, außer den 2. Feiertagen. Bezugspreis: Monatlich 2,90 Mk., ohne „Lachen links" 2,25 Mk. Wöchentlich 0,70 Mk., ohne „Lachen links" 0,55 Mk., für Abholer 0,65 Mk., ohne „Lachen links" 0,50 Mk. Auch durch die Post zu beziehen. Redaktion: Fehlandstraße 11, erster Stock. Fernsprecher: Elbe 1691 und 1693. Verantwortlicher Redakteur: Paul Bugdahn, Altona. Buchhandlung: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß. Fernsprecher: Elbe 1692. Buchdruckereikontor: Fehlandstr 11, I. Stock. Fernspr.: Elbe 6620 u. 6621.

Anzeigenpreise verstehen sich in Reichsmark: die 13 gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Private Familienanzeigen 25 Pf. Stellenangebote 30 Pf. Stellengesuche 25 Pf. Kleine Anzeigen bis 9 Zeilen die Zeile 25 Pf., 10 bis 15 Zeilen die Zeile 30 Pf. Reklamezeile 3 Mk. Anzeigen müssen im voraus oder sofort bezahlt werden. Anzeigenannahme Fehlandstr. 11 Fernspr. Elbe 1694, Hochpart. (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 3 Uhr) und in allen Annoncenbureaus. Platz- und Datenvorschriften unverbindlich.

Nummer 285 | Freitag, 15. Oktober 1926 | 52. Jahrgang

Scheidemanns Aufruf zur Werbewoche der SPD.

Vom alten zum neuen Staat.

Hamburg sah gestern abend wieder einmal eine jener riesenhaften politischen Kundgebungen, wie sie in unserm Städtegebiet nur die sozialdemokratische Partei zustande bringt. Wenn die Nationalisten oder die Kommunisten demonstrieren wollen, dann müssen sie wochenlang vorher Tamtam schlagen und eine Barnum-Reklame entfalten, um ihre Säle zu füllen, was ihnen oft genug noch nicht einmal gelingt. Bei der gestrigen Versammlung der Bezirksdelegierten und Betriebsvertrauensleute der Sozialdemokratischen Partei Hamburgs hatte die Ankündigung Scheidemanns als Redner genügt, um nicht nur den großen Saal des Gewerkschaftshauses mit sämtlichen Nebenräumen bis auf den letzten Platz zu füllen, sondern es war auch vor dem Gewerkschaftshaus noch eine zweite Massenversammlung aufmarschiert, deren Teilnehmerzahl der im Saal mindestens gleichkam. Die Reichsbannerabteilungen, die diesen Aufmarsch zum Empfang Scheidemanns ausgeführt hatten, gaben damit dem Vorabend der sozialdemokratischen Werbewoche den Sinn, den die ganze Werbearbeit für die Partei in diesem Augenblick nur haben kann. Scheidemann formte diesen Sinn in der kurzen Ansprache vom Balkon und ausführlicher in seinem Referat „Vom alten zum neuen Staat" in Worte von zündender Wirkung und durchschlagender Ueberzeugungskraft. Er sagte: „Die Republik muß in die Hände von Republikanern kommen." Eine Selbstverständlichkeit scheinbar, und doch nicht selbstverständlich, wie die gegenwärtigen Zustände in der deutschen Republik und die Unklarheit in der eigenen Partei den innerpolitischen Problemen gegenüber deutlich genug erweisen. Scheidemanns Rede ging diesen Zuständen und dieser Unklarheit mit offenherzigster Kritik zu Leibe. Es war keine Agitationsrede in dem üblichen Sinne, sondern mehr eine Art Rechenschaftsbericht; es war auch nicht nur Kritik an den Gegnern, sondern weit mehr an der eigenen Partei; es war kein Schlagwortregister, sondern eine ernste Gegenüberstellung von Tatsachen, die zu ebenso ernster Nachprüfung anregen sollte und auch unmittelbar dazu angeregt hat, wie die darauffolgende Diskussion zeigte, die ein geistiges Ringen darstellte, aus der alle Zuhörer Gewinn ziehen konnten.

Scheidemann hat nicht viel eigentlich Neues gesagt. Doch wer wollte leugnen, daß es ganz außerordentlich nützlich war, den Jüngeren, die es nicht wissen können, aber auch den Aelteren, die es schon allzusehr vergessen haben, ins Gedächtnis zu rufen, wie die Lage der Arbeiterklasse im alten Staat wirklich gewesen ist. Wenn heute kein Kampf um das allgemeine, gleiche Wahlrecht von Frauen und Männern mehr geführt zu werden braucht, wenn die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit, die Arbeitslosenunterstützung, das Mitbestimmungsrecht der Gewerkschaften beim Arbeitsvertrag, die Grundlage einer allgemeinen Volkserziehung und noch so manches andere geschaffen ist, wovon im alten Staat nicht die Rede sein konnte: sind es denn nicht Ziele der Sozialdemokratie, die damit nach jahrzehntelangem Ringen endlich erreicht worden sind? Und müssen diese Erfolge, selbst wenn sie uns nicht genügen, weil alles im Leben unvollkommen ist, nun erst recht anspornen, auch die weiteren und höheren Aufgaben der Partei zu erfüllen!

In der Tat: könnten wir es in der Werbewoche allen Arbeitern, Beamten und Angestellten, allen Angehörigen der bisher unterdrückten Volksklassen einmal wieder unmittelbar fühlbar machen, wie sie früher behandelt worden sind, wenn sie politische Rechte geltend machen wollten, es würde in manchem Kopf hell werden und das fruchtlose Räsonnieren über die Zustände im heutigen Staat würde dem festen Willen Platz machen, selbst mitzuwirken, damit es vorwärts und nicht wieder rückwärts geht.

An einen Rückblick auf die mannigfachen Irrgänge der deutschen Politik, auch in den Jahren der jungen Republik, wie sie sich bei verschiedenen Koalitionsbildungen, bei der Fürstenabfindung, in der Stellung der Justiz und der Reichswehr zum neuen Staat usw. gezeigt haben, knüpfte Scheidemann die Frage: auf welche Weise die Sozialdemokratie zu stärkerem Einfluß in der von ihr geschaffenen Republik kommen könne. Die Antwort lautet: Durch aktive Politik! Wiederum also: die Sozialdemokratie muß als stärkste republikanische Partei danach trachten, aktiv an der Regierung der Republik beteiligt zu sein! Das muß die aus reinem, gesundem Kraftbewußtsein entspringende Losung für unsere Werbearbeit sein.

Es soll aber nur unsere grundsätzliche Auffassung von den Aufgaben der Sozialdemokratie im neuen Staate klar bestimmen, ohne daß damit schon die Frage der Regierungsbeteiligung in jedem Falle entschieden sein soll. Insbesondere wollte Scheidemann damit nicht schon jetzt die Frage entschieden haben, ob die Sozialdemokratie der großen Koalition in Preußen oder dem Eintritt in die Reichsregierung ihre Zustimmung geben soll. Nur dafür plädiert er mit aller Energie, daß man sich auf den Standpunkt stelle:

entweder ist eine Regierung so schlecht, daß wir uns unter keinen Umständen an ihr beteiligen können, dann müssen wir sie aber auch rücksichtslos bekämpfen;

oder aber:

eine Regierung ist so, daß wir sie von Fall zu Fall tolerieren, dann müssen wir danach trachten, in sie hineinzukommen, um in ihr und mit ihr für die Durchsetzung unserer Forderungen zu kämpfen.

Kampf also gegen die Regierung oder mit der Regierung, aber Kampf auf alle Fälle; nicht ein fatalistisches Verhalten, bei dem wir uns von den Ereignissen treiben lassen, statt sie nach unserm Willen zu lenken.

Trotz mancher gegensätzlichen Auffassung, die in der Aussprache vertreten wurde, kam der Geist, von dem die ganze Versammlung beseelt war, einmütig in dem Gelöbnis zum Ausdruck, die Partei mit diesem Kampfwillen und mit dieser Entschlossenheit zu aktiver Politik zu erfüllen.

Keine Partei, so betonte Scheidemann in seinem Schlußwort mit Recht, kann es sich am Beginn einer Werbewoche leisten, mit solchen Offenherzigkeit Selbstkritik zu üben, wie die Sozialdemokratie es tut. Während die sogenannten Volksparteien von rechts ihre taktischen Probleme nur in geschlossenen Führersitzungen behandeln und nach draußen nur Paraden abhalten, während in der kommunistischen Partei jede Opposition mit dem Hinauswurf bedroht ist, kann die Sozialdemokratie vor jeder Volksversammlung alles aussprechen, was sie bewegt. Sie kann es, weil so viel gesunde Kraft in ihr steckt, daß jede zersetzende Kritik von selbst abfällt. Aus dem Ringen der Geister aber, die nur das Beste für die Partei und damit für das Wohl des Volkes wollen, gewinnt sie den Ueberblick über die eigene Stärke und den Mut zur Eroberung neuer Machtpositionen. Voraussetzung aller politischen Macht im demokratischen Staat ist die zahlenmäßige Größe der Organisationen und die Verbreitung ihrer Presse. Dafür, daß diese Erkenntnis in weiteste Parteikreise dringt, hat die gestrige Scheidemann-Versammlung vorbildlich gewirkt.

Großer Wahlerfolg der schwedischen Sozialisten.

SPD. Stockholm, 13. Oktober. Am Mittwoch sind nach fast 14tägiger Ausrechnung die Wahlergebnisse der Provinzialwahlen in Schweden bekanntgegeben worden.

Die Sozialdemokratie hat 76 Mandate gewonnen.

Sie hat jetzt 444 Sitze inne. Die Freisinnigen und die Bauernpartei haben sich mit je 160 Sitzen ungefähr behauptet. In den Verlust teilen sich die Konservativen, die 43 Sitze verloren, und die Liberalen und Kommunisten, die mit 21 und 14 Sitzen jede Bedeutung verloren haben.

Ueber die Beherrschung der Provinzialparlamente hinaus haben diese Wahlen noch eine große politische Bedeutung. Die erste Kammer wird aus Vertretern der Provinzen zusammengesetzt. Damit hat zum zweiten Male seit 1924 die Sozialdemokratie in ein Bollwerk der Reaktion eine mächtige Bresche geschlagen.

Koalitionsfragen.

Verkoppelung Reich-Preußen.

Die Aussprache des preußischen Ministerpräsidenten mit Vertretern der Koalitionsparteien ergab grundsätzliche Bereitschaft auch der Sozialdemokratie zur Großen Koalition, aber die Entscheidung wird vertagt bis zum 4. November und soll dann gleichzeitig auch die Regierungsgrundlage im Reiche betreffen. Der Reichstag ist endgültig zum 3. November einberufen. In diesem Sinne wird Otto Braun der Volkspartei Mitteilung machen.

Volkspartei verstimmt.

Die Tägliche Rundschau bemerkt zu der Vertagung: Man kann sich vorstellen, daß diese Art, eine wichtige Frage zu behandeln, in der Deutschen Volkspartei eine starke Mißstimmung hervorgerufen hat. Wenn die weiteren Verhandlungen unter diesem vorläufigen Abschluß zu leiden haben, so wird man die Verantwortung dafür nicht der Deutschen Volkspartei zuschreiben dürfen.

Landbund verärgert.

Der Bundesvorstand des Reichslandbundes hat eine Entschließung gefaßt, in der es heißt, daß der Reichslandbund jeden Schritt, der geeignet ist, den Einfluß der Sozialdemokratischen Partei zu schmälern, begrüßt, daß er jedoch in dem Beitritt der Deutschen Volkspartei zur jetzigen Parteiregierung in Preußen keinen derartigen Schritt sieht. Diese Bedenken würden durch die Tatsache verstärkt, daß die Sozialdemokraten den Beitritt der Deutschen Volkspartei in Preußen von einer gleichen Entwicklung im Reiche abhängig machen.

Silverberg und die Industriellen.

Gegen die Dresdner Rede Silverbergs hatten die Schwerindustriellen in ihrer Vereinigung Stellung genommen. Darauf faßte am Donnerstag der Vorstand des Reichsverbandes der Deutschen Industrie einstimmig die folgende Entschließung: „Die Mitglieder des Reichsverbandes der Deutschen Industrie sind bei ihren Reden und Vorträgen in keiner Weise gebunden. Sie haben das Recht, ihre Meinung frei zu äußern und sind keinem Mehrheitsbeschluß unterworfen. Präsidium und Vorstand sind der Auffassung, daß sowohl das Bekenntnis der Unternehmerschaft zum Staat, als auch die Aufforderung zur Zusammenarbeit zwischen Unternehmerschaft und Arbeiterschaft nur eine neue Betonung der auch bisher von den Spitzenorganisationen der Industrie verfolgten Ziele darstellen. Präsidium und Vorstand des Reichsverbandes der Deutschen Industrie begrüßen alle Bestrebungen, die geeignet sind, die Zusammenarbeit zwischen den Unternehmern und Arbeitern zu fördern. Zu den parteipolitischen und parteitaktischen Auslegungen und Auswertungen der Rede des Herrn Dr. Silverberg nehmen Präsidium und Vorstand keine Stellung, da es nicht Aufgabe des Reichsverbandes der Deutschen Industrie ist, Parteipolitik zu treiben."

Her mit dem Achtstundentag!

Erregte Aussprache im Internationalen Arbeitsamt.

Genf, 14. Oktober.

Im Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes, der am Donnerstag seine dreitägige Herbsttagung begann, kam es anläßlich der Beratung des Tätigkeitsberichts zu einer großen und erregten Debatte über das Washingtoner Arbeitszeitabkommen. Es gab so etwas wie eine

allgemeine Offensive der Arbeitervertreter.

Den schärfsten Vorstoß führte der französische Gewerkschaftsvorsitzende Jouhaux. Als Deutschland seinerzeit die Arbeitszeit verlängert habe, hätte das Arbeitsamt formell Verwahrung eingelegt. Nunmehr liege die Arbeitszeitverlängerung in Italien vor, und das Arbeitsamt habe nicht den Mut, dagegen aufzutreten. Es handle sich hier um

Wortbruch im schlimmsten Sinne des Wortes!

Die Arbeiterschaft müsse überlegen, ob sie dem Internationalen Arbeitsamt nicht den Rücken kehren solle, wenn das so weitergehe. In gleichem Sinne äußerte sich der englische Arbeiterführer Poulton. In diesem Zusammenhang wurde auch die Arbeitszeitverlängerung im englischen Bergbau einer heftigen Kritik unterzogen. Die Regierungsvertreter aller Länder verhielten sich gegenüber diesem geeinten Ansturm der Arbeiterdelegierten zurückhaltend und äußerten nur gelegentliche Entschuldigungen.

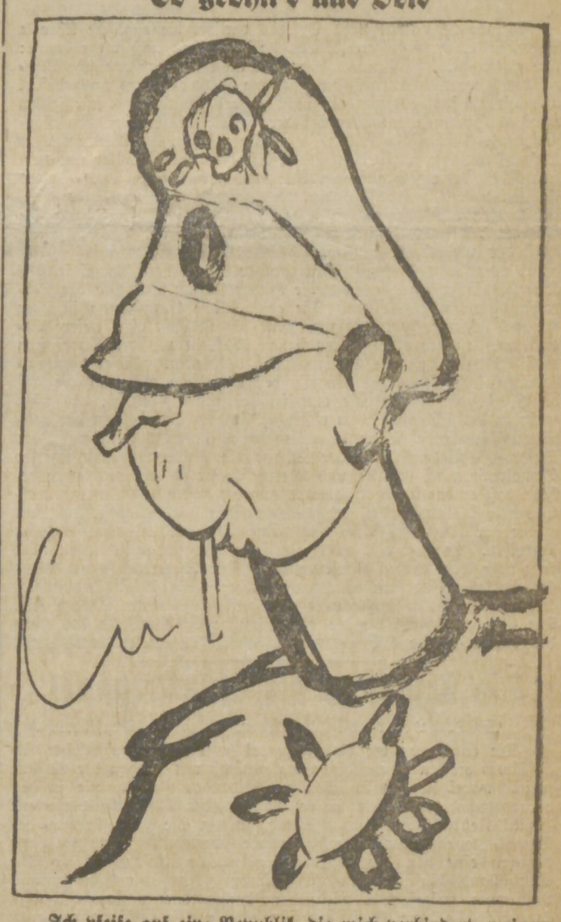
Hohenzollernabfindung und Verwandtes

Heute wird der preußische Landtag die Schlußberatung der Fürstenauseinandersetzung vornehmen und trotz der zu erwartenden kommunistischen Lärmszenen auch beenden. Eine kleine Probe ließen die Kommunisten gestern vorausgehen; sie schickten eine Wilmersdorfer Abordnung in den Landtag, die den Fraktionsvorstand der Sozialdemokratie zu sprechen verlangte. Heilmann fragte, ob die Demonstrierenden zur Sozialdemokratischen Partei gehörten. Sie verneinten das unter lauten Schmähungen und gaben sich als Kommunisten zu erkennen. Darauf wandte Heilmann sich ab, hinter ihm prasselten wüste Beschimpfungen, der herbeieilende Präsident Bartels wurde mit dem Geschrei „Arbeiterverräter" empfangen. Heute früh schimpft die Rote Fahne weiter.

Die demokratischen Landtagsabgeordneten Greßler und Hermann, die gegen den Vergleich gestimmt hatten, erklärten sich in ihrer Fraktion bereit, heute der Abstimmung fernzubleiben.

Dem preußischen Staat verbleibt nach der Annahme des Vergleichs mit den Hohenzollern noch die Auseinandersetzung mit den sogenannten früheren Standesherren. Es handelt sich hier um Gesamtforderungen an den preußischen Staat in einer Höhe von jährlich 2,1 Millionen Mark, eine Summe, die kapitalisiert einem Betrag von rund 50 Millionen Mark gleichkäme. Einstweilen zahlt der preußische Staat 30 % der früheren Renten. Das genügt den Standesherren natürlich nicht. Sie haben nie Arbeit gekannt und denken, auch in Zukunft auf Kosten der preußischen Steuerzahler zu leben. Ihre Forderung lautet auf eine hundertprozentige Aufwertung, trotzdem den sterblichen Rentnern durch Gesetz kaum ein Drittel der ehemaligen Ansprüche zugebilligt worden ist. Wahrhaftig, so frech können sich nur Prinzen und Standesherren benehmen.

So gröhlt's aus Oels



„Ich pfeife auf eine Republik, die mich verhindert, meinen Kindern die für ihren künftigen Herrscherberuf notwendige militärische Ausbildung zu geben."

Gottwert Ingram und sein Werk

Roman von Gustav Schröer.

[64]

Am andern Morgen war Johannes Siebert frühzeitig auf dem Ingramhofe. Er kam wahrlich um keine Kleinigkeit. Die Masten des Kraftwerkes am Pfaffenberge standen auf Rödelscher Flur. War es nicht lächerlich, da nicht ein Transformatorenhäuschen hinzusetzen und den Anschluß herzustellen? Statt die Gelegenheit auszunutzen, quälte man sich mit der Dampfdreschmaschine und brachte die Gebäude all Tage in Gefahr. Konnte nicht schon heute ein Brand entstehen?

Ingram sah dem Schwiegersohne bei seinen Darlegungen fragend in die Augen. Des jungen Mannes Sprache war schärfer als sonst, beinahe ein wenig anmaßend. Es kam daher, daß er selber das Widersinnige seines Vorschlages fühlte.

Der Schwiegervater musterte ihn von unten bis oben.

„Hast Du schon einmal jemand gesehen, der sich selber in das Gesicht schlägt? Hältst Du ausgerechnet mich für so dumm, das zu tun? Ich soll aus der Mauer, die ich mühsam genug erbaut habe, den ersten Stein brechen? Ein bißchen viel verlangt, Johannes. Du kommst mir mit der Feuersgefahr? Darüber brauchen wir überhaupt kein Wort zu verlieren. Du weißt selber alles, was ich zu sagen hätte. — Ist noch etwas? Sonst alles in Ordnung? Sag Frieda, sie möchte gleich nach dem Essen einmal herunterkommen. Ich fahre vielleicht heute abend noch fort."

Siebert knurrte, aber er blieb noch eine Weile. Er wartete darauf, daß Ingram von seinen Besuchen in Döllern spräche. Es geschah nicht. Er belauerte Dore und den Schwiegervater. Was er zu erlauschen hoffte, war nicht da. Nicht einmal soviel, wie früher dagewesen zu sein schien. Kein unreiner Hauch und doch etwas Neues. Dore sah Johannes Siebert kaum an. Eine ganz große, reine Ruhe schien über sie gekommen zu sein.

Als er heim kam, bestellte er seiner Frau: „Der Alte läßt Dir sagen, Du sollst nach dem Essen hinunterkommen. Vielleicht sollst Du mir nachher den Kopf waschen. Ich freue mich schon drauf. — Mit dem Anschluß wird es natürlich auch nichts."

„Mit was für einem Anschluß?"

„Frage nicht so dumm. Draußen stehen die Masten."

„Das hast Du vom Vater verlangt? Johannes, hast Du denn kein Empfinden dafür, daß das dem Vater geradezu verächtlich sein muß?"

„Aber Frauchen, ich bin doch kein Ingram," sagte der Mann höhnisch.

„Nein. Und Du wirst auch nie einer werden."

„Dafür bin ich der Siebert, der dazumal den Schulzen Ingram aus dem Wasser holte. — Was sagst Du dazu. He?"

Frieda senkte den Kopf. Dieses Geschütz fuhr der Mann jetzt immer auf.

„Und das andere stimmt auch nicht," redete er spöttisch weiter. „Ich habe gedacht, hahaha; ich habe gedacht, der Alte wollte Dore Heierle heiraten."

„Johannes!"

„Tu nicht so. Ganz ohne ist es nicht gewesen. Er will sie nicht heiraten, aber haben tun die zwei etwas miteinander. Vielleicht sagt sie es Dir."

So traurig war Frieda Ingrams Ehe geworden. — —

Nun saß sie vor ihrem Vater. Ingrams Stimme war so ruhig wie immer. Seine Augen aber schienen noch tiefer als sonst zu sein.

„Frieda, ich weiß nicht, wie wir heute auseinandergehen werden; aber ich bitte Dich, nichts zu übertreiben und zu überstürzen. — Dore Heierle ist Deine Schwester."

Die junge Frau schwieg. Sie zwinkerte nur mit den Augen, als führen Blitze vor ihr auf und nieder, und sie legte die Hände fest auf die Stuhllehne.

Auch Ingram schwieg eine Weile. Dann begann er mit ein klein wenig erhobener Stimme: „Gestern habe ich es erfahren. — Hast Du nichts dazu zu sagen?"

Nein, sie sagte nichts; sie schlug die Hände vor das Gesicht. Sie schrie nicht auf; sie weinte, tief und erschütternd, neigte sich zur Seite, legte den Kopf auf die Stuhllehne und — weinte. So hatte Frieda Ingram in ihrem Leben noch nicht geweint.

„Warum weinst Du denn so, Frieda?"

Und unter zerbrochenem Weinen: „Vater, auch Du!"

Ingram nickte. „Siehst Du, das ist es. Auch ich! Nun geht dem Ehrenmanne das Fundament unter den Füßen fort, nun ist der Vorsitzende der Gesellschaft . . ."

„Nein, Vater, nein!"

„Was denn?"

„Es hat mit der Gesellschaft, mit Ehren und Aemtern gar nichts zu tun."

„Also nur mit dem Menschen?"

„Ja, nur mit dem."

„Und der ist Dir nun klein, während er vorher groß war, der ist Dir schmutzig, während er vorher rein war. Er ist — wir wollen einmal das Ding beim richtigen Namen nennen — auch nicht anders, als Dein Mann; nur, der eine so, der andere so."

Friedas Tränen stockten; sie starrte den Vater an, der in ihr las wie in einem offenen Buche.

„Kind, wir wollen es kurz machen. Ich denke nicht daran, etwa Verzeihung von Dir zu fordern. Du hast nicht über mich zu richten; wenigstens unterwerfe ich mich keinem Urteil, und Du hast mir nichts zu verzeihen. Ich schlage die Augen nicht nieder und schäme mich nicht. Dores Mutter war bei uns auf dem Hofe, wir waren beide jung. Wozu darüber reden? Sie ist ein stolzes Weib gewesen. Ich aber habe nichts gewußt bis gestern. Nicht ein Wort. Meinst Du, ich hätte mein Kind verleugnet; meinst Du, ich hätte es Mutter nicht gesagt; meinst Du, Mutter hätte darum auch nur ein Jota weniger von mir gehalten? Seit wir verheiratet waren, nein, seit wir uns versprochen hatten, bin ich Mutter treu gewesen."

„Vater, ich muß mich erst darin zurechtfinden," sagte Frieda leise und demütig.

„Ich lasse Dir Zeit; aber es ist gut, wenn Du allmählich anfängst, das Leben zu sehen, wie es ist; nicht, wie Du es haben möchtest."

In dem jungen Weibe war das Unterste zu oberst gewühlt. Langsam fing sie an zu ordnen.

Ingram beobachtete sie. Er sah, wie es in ihr arbeitete, wie sich eine Falte in ihrer Stirn immer tiefer grub, wie sie ruckweise die Hände bewegte.

Sie ging zurück, das Licht der Erinnerung in der Hand, leuchtete in der Tage dunkelste Ecken und fand nicht ein Stäubchen. Vater und Mutter! Immer war reine Luft im Hause gewesen. Das Vaters Wachsen nach außen hin! Von Würde zu Würde und doch immer der Bauer Ingram, der nie mehr sein wollte. Dann das Ringen der letzten Jahre um das Werk, das einem ganzen Landstrich ein anderes Gesicht geben sollte, das die Erfüllung heiliger Verpflichtung ihres Geschlechtes war. Wachsen, wachsen und doch kein innerer Wandel. Er war immer groß gewesen.

Und wieder nahm sie das Licht der Erinnerung und ging ihres eigenen Hauses Kammern durch. Tote, starre Augen aus allen Winkeln. Es ward immer kälter, immer öder, denn — es ward immer erbärmlicher.

Da neigte sie sich über des Vaters Hand und preßte ihre heißen Augen darauf.

(Fortsetzung folgt.)